

«Da müssen wir helfen»

Ein konservatives Dorf hinter dem Säuliamt nimmt plötzlich Flüchtlinge auf – es ist nicht das einzige. Analyse eines Sinneswandels

GIORGIO SCHERRER (TEXT),
KARIN HOFER (BILDER)

Irgendwo weit draussen auf dem Land in einem kleinen Dorf steht ein Pfarrhaus. Es ist ein altes Haus, gleich neben einer kleinen Kirche. Und in dem Haus steht ein Topf auf dem Herd, aus dem es herrlich nach Kohl und Kartoffeln duftet. Die Frau, die darin rührt, hatte noch vor kurzem ihr eigenes Haus. Sie hatte einen Job, ein Auto, eine Familie, ein Leben. Jetzt gehört ihr nicht einmal der Topf, in dem sie rührt. Ihr Land, in dem ihr Haus und ihr Job waren, ist im Krieg. Und ihre Familie ist auseinandergerissen – sie und ihr kleiner Sohn sind hier, ihr Mann und ihr älterer Sohn sind es nicht. Die Frau heisst Natalia Karamushko, sie ist 40 Jahre alt. Und in ihrem Topf hier im Pfarrhaus kocht ukrainischer Borschtsch.

«Ich hatte Angst, hier nicht freundlich empfangen zu werden», sagt sie. «Jetzt fühle ich mich schon fast zu Hause. Wirklich, ich bin so dankbar.» Dass es Natalia Karamushko so geht, ist nicht selbstverständlich. Denn das Dorf, in dem sie ein Dach über dem Kopf und einen Topf für ihre Suppe gefunden hat, war bisher nicht für eine besondere Offenheit gegenüber Flüchtlingen bekannt. Eigentlich ist es überhaupt nicht bekannt.

Das Dorf

Gleich an der Grenze zum Kanton Zürich gelegen, auf einem Hügel mit Sicht über das Säuliamt, existiert Mühlau, Kanton Aargau, meist still vor sich hin. Gewählt wird hier die SVP. Deren Wähleranteil betrug bei den letzten Nationalratswahlen 43 Prozent. Auch die Masseneinwanderungs-, die Durchsetzungs- und die Begrenzungsinitiativen wurden hier angenommen – mit 15 Prozent mehr Ja-Stimmen als im Rest des Landes. Mühlau hat 1255 Einwohner, 24 Bauernhöfe und eine Tankstelle. Und nach der Sahara-staub den Himmel gelblich färbt, sieht es fast nach Wildem Westen aus, wie die Hauptstrasse fadengerade an der Tankstelle vorbei aus dem Dorf führt.

Seit kurzem sind in Mühlau im Pfarrhaus Flüchtlinge einquartiert – auf private Initiative. 15 Frauen und Kinder aus der Ukraine wohnen hier. Die Kinder gehen in die Dorfschule. Altengesehene Frauen mit Rollator bringen Lebensmittel vorbei. Und der Frauenbund verkauft zwecks Spendensammlung Beton-Osterhasen. Was ist da passiert? Ein lokaler Unternehmer sagt: «Wir sind keine Helden. Wir wollten einfach helfen.» Die Präsidentin der Kirchenpflege sagt: «Es ist etwas Kleines, das wir gegen unsere Ohnmacht tun können.» Der Schulleiter sagt: «Das sind Menschen wie wir. Wenn man sie sieht, denkt man: Das könnten auch Schweizer sein.» Drei Stimmen aus einem Dorf, das für viele in der Schweiz steht. Überall im Land schiessen private Hilfsinitiativen aus dem Boden – auch dort, wo das Wort «Flüchtling» in normaleren Zeiten eher negativ konnotiert ist. Alle, so scheint es, wollen jetzt helfen. Mühlau ist überall.

Das Pfarrhaus

Vor der Tür des Pfarrhauses stapeln sich die Schuhe. Innen reden Frauen durch-

einander, eine weint, die anderen trösten. In der Ecke stehen Säcke mit Spenden. Wo einst die Mühlauer Pfarrer wohnten, rennt jetzt der kleine Iwan von Zimmer zu Zimmer auf der Suche nach seiner Mutter. Vorbei an den anderen Kindern, die etwas fernsehen dürfen, um die Matratzen herum, auf denen sie hier schlafen, und dann in die Küche, wo Natalia Karamushko gerade ein frisch gebackenes Brot aus dem Ofen holt. Sie fährt ihrem Sohn durchs Haar, als plötzlich das Licht ausgeht und er verängstigt aufschreit. Doch es ertönt kein Bombenalarm. Es hat nur jemand versehentlich den Lichtschalter umgelegt.

Die Mühlauer Ludmila und Ivo Bucher blicken etwas besorgt auf den Kleinen. «Manchmal haben sie noch Angst, aber eigentlich haben sich die Kinder am schnellsten eingelebt», sagt er. «Für die Frauen ist es am schwierigsten, wenn sie mit ihren Männern und Söhnen in der Heimat telefonieren», sagt sie. Ohne die Buchers wären Natalia, Iwan und die anderen ukrainischen Flüchtlinge nicht hier im Pfarrhaus. Über einen Bekannten hörte das Ehepaar von einer Gruppe Frauen und Kindern, die eine Unterkunft suchten. Für Ludmila, eine gebürtige Russin, war klar: «Da müssen wir helfen.» Ivo, den sie im Dorf einen «Ur-Mühlauer» nennen, kam sofort das leerstehende Pfarrhaus in den Sinn. «Am Sonntagabend telefonierte ich mit der Kirchenpflege, am Dienstag konnte die Gruppe einziehen.»

Für die Buchers ist die Hilfe ein Familienprojekt. Ihre Tochter sucht Arbeitsstellen für die Flüchtlinge, ihr Sohn geht noch in die Primarschule und übersetzt dort für seine neuen ukrainischen Mitschülerinnen. Als Helden wollen die Buchers aber um keinen Preis dargestellt werden. Wenn die anwesenden Frauen ihnen überschwänglich danken, schweigen sie verlegen und hören mit dem Übersetzen auf.

Als Flüchtlingshelfer engagieren sich die Buchers zum ersten Mal. «Ich wusste gar nicht, wie dieser ganze Prozess läuft. Auch in einer Flüchtlingsunterkunft war ich noch nie», sagt Ivo Bucher. «Keine Ahnung, wie es dort aussieht.» Warum also jetzt das Engagement? Aus Betroffenheit, sagen die beiden. Ludmila Bucher fügt an: «Ich habe Verwandte in der Ukraine und in Russland, die leiden. Ich mag meine Heimat, aber das politische System dort ist gar nicht gut.» In Russland arbeitete sie als Juristin, demonstrierte gegen das Regime. In der Schweiz musste sie vor zwölf Jahren von vorne beginnen. «Alle Stellen für russische Juristinnen hier haben mit Öl oder Oligarchengeld zu tun. Das wollte ich nicht.»

Kennengelernt haben sich die Buchers in Moskau, wo Ivo Bucher für reiche Russen Villen baute, wie er erzählt. Irgendwann habe er aber genug davon gehabt, goldene Design-WC-Bürsten einzubauen, die mehr kosten, als die Arbeiter auf der Baustelle im Jahr verdienen. Jetzt, zurück in der Schweiz, führt er ein Geschäft für mobile Pellet-Heizungen. Kommen die beiden zurzeit überhaupt noch zum Arbeiten? «Doch, doch», sagt Ivo Bucher. «Das mag's scho liide.»

In der Küche des Pfarrhauses wird der Borschtsch-Topf langsam leer. Immer wieder holt sich jemand eine Por-



Eigentlich eine SVP-Hochburg: Mühlau im Freiamt nahe der Zürcher Grenze.



Ludmila und Ivo Bucher haben die Ukrainerinnen ins Dorf geholt. Der kleine Iwan hat manchmal Angst, wenn das Licht ausgeht.



Geflüchtete Frauen in der Küche des Pfarrhauses. Die Kinder von Alona Pilewich (rechts) gehen in Mühlau bereits in die Schule.



«Am Sonntagabend telefonierte ich mit der Kirchenpflege, am Dienstag konnte die Gruppe einziehen.»

Ivo Bucher
Flüchtlingshelfer in Mühlau

– ein melancholisches Lied über einen Mann, der sich vom Leben und von seiner Frau abgehängt fühlt. Am Nebentisch wendet sich die Diskussion einer ungerechten Parkbusse zu. Die Flüchtlinge im Pfarrhaus, so gibt die Wirtin zu Protokoll, gäben hier wenig zu reden, erst der Beitrag ist, den wir als Dorf für sie leisten können in dieser schwierigen Situation, dann ist das doch gut so.»

Doch wie passt die Hilfsbereitschaft zur ausländerkritischen Grundhaltung der Dorfbevölkerung, die sich im Stimm- und Wahlverhalten immer wieder zeigt? Für Alona Pilewich ist ihre Flucht immer noch etwas surreal.

Sie sei sehr froh, ergänzt sie, hier keine ausländerfeindliche Stimmung antreffen zu haben. Wobei Ludmila Bucher erst vor wenigen Tagen als Faschistin beschimpft wurde, weil sie in einem Restaurant Russisch sprach. Und Ivo Bucher im Volg gefragt wurde: «Du, was kostet uns die Unterbringung dieser Flüchtlinge eigentlich?»

Das Restaurant

Im «Storch» gibt es an diesem Mittag keine Diskussionen über Flüchtlinge. Zu Menu 1, Schnipor oder Fitnessretter, wird entweder geschwiegen, oder es wird über die reduzierten Öffnungszeiten des Tankstellenshops geklagt. Hier essen Handwerker, Bauarbeiter und ein paar Rentner auf einem Wanderausflug – fast menschenlos Männer. Alle duzen sich und grüssen beim Eintreten. Im Radio läuft Bruce Springsteens «Brilliant Disguise»

– ein melancholisches Lied über einen Mann, der sich vom Leben und von seiner Frau abgehängt fühlt. Am Nebentisch wendet sich die Diskussion einer ungerechten Parkbusse zu. Die Flüchtlinge im Pfarrhaus, so gibt die Wirtin zu Protokoll, gäben hier wenig zu reden, erst der Beitrag ist, den wir als Dorf für sie leisten können in dieser schwierigen Situation, dann ist das doch gut so.»

Doch wie passt die Hilfsbereitschaft zur ausländerkritischen Grundhaltung der Dorfbevölkerung, die sich im Stimm- und Wahlverhalten immer wieder zeigt? Für Alona Pilewich ist ihre Flucht immer noch etwas surreal.

Sie sei sehr froh, ergänzt sie, hier keine ausländerfeindliche Stimmung antreffen zu haben. Wobei Ludmila Bucher erst vor wenigen Tagen als Faschistin beschimpft wurde, weil sie in einem Restaurant Russisch sprach. Und Ivo Bucher im Volg gefragt wurde: «Du, was kostet uns die Unterbringung dieser Flüchtlinge eigentlich?»

Die Schule

Die Willkommenskultur ist in Mühlau angekommen – und ein bisschen, so merkt man bei den Gesprächen im

«Rüstungsindustrieller» oder «Waffenproduzent»?

Stadtparlament streitet über Bührle und seine Sammlung

DANIEL FRITZSCHE

Zu Emil Georg Bührle und dem Kunsthaus ist alles gesagt. Nur nicht von jedem. Dieses Credo hat sich das Zürcher Stadtparlament am Samstag zu Herzen genommen. Über nicht weniger als fünf Vorstösse haben Politiker von links bis rechts ausgiebig debattiert. Im Kern ging es dem rot-grün dominierten Rat darum, die Schattenseiten des Waffenproduzenten und Bildersammlers stärker auszuleuchten und im neuen Kunsthaus-Erweiterungsbau zu präsentieren. Eine Forderung, die mit den neu verhandelten Leih- und Subventionsverträgen eigentlich bereits erfüllt ist.

Der Stadtpräsidentin Corine Mauch (SP) merkte man an, dass sie das Thema möglichst rasch vom Tisch haben wollte. Sie werde sich nur einmal zu allen Vorstössen äussern, machte sie gleich zu Beginn klar. Mauch wurde aus den eigenen Reihen vorgeworfen, in der Causa Bührle keine gute Falle gemacht und Verantwortung abgeschoben zu haben. Die Stadtpräsidentin räumte ein, dass in dieser Sache nicht alles so gelaufen sei, wie sie sich es im Nachhinein gewünscht hätte. «Nun ziehen wir die Lehren daraus.» Man sei an jeder weiteren Forschung rund um Bührles Wirken und seine Sammlung interessiert. Und man habe unternommen wichtige Schritte in diese Richtung unternommen.

Unzufrieden mit Annexraum

Bis auf einen Vorstoss fanden alle Anliegen Mehrheiten. Die grösste Zustimmung – von AL bis FDP – erhielt ein Postulat, das den Stadtrat dazu auffordert, den Dokumentationsraum im zweiten Obergeschoss des Erweiterungsbau zu ergänzen. Das Thema Raub- und Flucht-kunst soll stärker gewichtet werden. Willi Wottreng (AL) sprach davon, den Dokumentationsraum von «Beschnügnungen» zu befreien. Statt «Rüstungsindustrieller» müsse Bührle etwa als «Waffenproduzent» bezeichnet werden. «Das rosa Make-up muss abgeschminkt werden», sagte er. Die Ausstellung sei für ihn auf dem Niveau einer langweiligen Maturarbeit gehalten: «Bleiwüsten, keine bewegten Bilder, keine Farbe, nichts.» Ronny Siev (GLP) ärgerte sich ebenfalls über den heutigen Annexraum. Dass die Stadt und insbesondere Corine Mauch, die bei anderen Themen – Stichwort: «Mohrenköpfe» – fast schon hypersensi-

genau das hielte Willi Wottreng für kein Drama, wie er offen sagte. «Wir können uns Zürich ohne Bührle vorstellen», meinte der AL-Politiker. Sein Vorschlag, die Stiftung Bührle zu einer Schenkung ihrer Bilder an die Stadt zu bewegen, erlitt deutlich Schiffbruch. Neben inhaltlichen Gründen sprachen grosse juristische Bedenken gegen ein solches Vorhaben. Nur die AL votierte am Ende dafür, SP und Grüne enthielten sich.

Uster sucht dringend nach Unterkünften

Die Stadt öffnet eine Zivilschutzanlage für Flüchtlinge

Die Zivilschutzanlage Gschwader in Uster dient auch als Herberge und Gruppenunterkunft für Vereine und bisweilen Platz für maximal 78 Personen. Kürzlich ist sie komplett umgebaut worden. Da sie noch nicht vermietet ist, kann nun die Stadt Uster die Anlage ukrainischen Flüchtlingen zur Verfügung stellen. Das haben der kantonale Sicherheitsdirektor Mario Fehr (parteilos) sowie die Ustermer FDP-Sozialvorsteherin Petra Bättig am Wochenende bekanntgegeben.

«Der Beitrag der Zürcher Gemeinden ist zentral. Mit vereinten Kräften können Bund, Kanton und Gemeinden die ausserordentliche Situation bewältigen», wird Regierungsrat Mario Fehr im Pressecommuniqué zitiert. Zugegen war auch Jörg Kündig, Präsident des kantonalen Verbands der Gemeindepräsidenten. Auf Anfrage sagte der FDP-Kantonsrat und Gemeindepräsident von Gossau: «Momentan geht es darum, schnell Infrastrukturen wie Zivilschutzanlagen zu finden. Für die mittelfristige Unterbringung braucht es aber andere Wohnformen.»

Derzeit beträgt die Quote für die Aufnahme von Flüchtlingen für die Zürcher

bei seien, hier nicht genauer hingeschaut hätten, sei unverständlich.

Mehrheiten gab es für zwei historische Forschungsarbeiten, die der Stadtrat nun in Auftrag geben soll, um «Forschungslücken zu schliessen», wie Ursula Näf (SP) sagte: Zum einen sollen die Vorgänge im Marienheim, einem Mädchenheim in Toggenburg, näher untersucht werden. Fürsorgebehörden aus der ganzen Deutschschweiz, darunter auch jene der Stadt Zürich, sollen dort über die Jahre mindestens 300 Mädchen gegen ihren Willen untergebracht haben. Diese sollen in einer Spinnerei, die Emil Bührle gehörte, «Zwangsarbeit» verrichtet haben. Die zweite Forschungsarbeit soll sich der Geschichte der Frauen des Arbeitslagers Velten in Deutschland widmen. Unter Zwangsarbeit hätten viele Jüdinnen, Sinti und Roma während des Zweiten Weltkriegs in einer Fabrik Flugkanonen herstellen müssen, führte Markus Knauss (Grüne) aus. Bührle habe daran mitverdient.

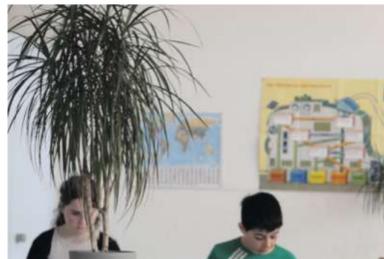
Eine «selektive Ethik»

Die SVP lehnte beide Vorstösse ab, die FDP enthielt sich. Frank Rühli (FDP) sprach sich für eine «konstruktive und objektive Geschichts- und Provenienzforschung» aus – jedoch nicht für «Cancel-Culture oder einseitige Geschichtsverklärungen». Gute Forschung sei ergebnislos und kenne nicht schon zu Beginn das Resultat, sagte der Universitätsprofessor. Stefan Urech (SVP) warf Rot-Grün zudem «Heuchelei» vor. Der Architekt Le Corbusier, der eine «antisemitische Ader» gehabt habe, werde in einem Pavillon am Zürichhorn gewürdigt, ohne dass die dunklen Seiten gross thematisiert würden. Es sei eine «sehr selektive Ethik», der die linken Parteien folgten. Beim Waffenhändler Bührle lege man einen viel strengeren Massstab an. Die «linken Moralapostel» würden wohl erst ruhen, wenn die Sammlung Bührle ganz aus dem Kunsthaus verschwinde.

Genau das hielte Willi Wottreng für kein Drama, wie er offen sagte. «Wir können uns Zürich ohne Bührle vorstellen», meinte der AL-Politiker. Sein Vorschlag, die Stiftung Bührle zu einer Schenkung ihrer Bilder an die Stadt zu bewegen, erlitt deutlich Schiffbruch. Neben inhaltlichen Gründen sprachen grosse juristische Bedenken gegen ein solches Vorhaben. Nur die AL votierte am Ende dafür, SP und Grüne enthielten sich.



Der Schulleiter Stefan Koch sagt: «Wir müssen den Flüchtlingskindern zeigen: Wir haben Freude, dass ihr da seid.»



Ein spezieller erster Schultag: Anastasiia Pilewich inmitten ihrer Klassenkameraden.



Dorf, überrascht das auch die Mühlauer selbst.

Der 11-jährige Antip hat unternommen einen ersten Schultag, wie ihn sich wenige wünschen. Er spricht Russisch und Ukrainisch – der Unterricht ist auf Deutsch. Seine Freunde sind in der Ukraine oder als Flüchtlinge irgendwo in Europa – er ist in Mühlau, 2000 Kilometer von seiner Heimat entfernt. Und doch ist Antip erster Schultag auch irgendwie ein schöner. «До́ро пожаловать» steht auf selbstgemachten Plakaten an der Schulhaustür, herzlich willkommen. Im Klassenzimmer wollen alle mit ihm reden. Ein russischsprachiger Mitschüler – der Sohn von Ivo und Ludmila Bucher – sitzt neben ihm und übersetzt. «Unsere Schüler wollen etwas tun für diese Kinder, nützlich sein», sagt der Schulleiter Stefan Koch. «Ich muss sagen: Wow, das finde ich lässig.»

Antip ist eines von drei ukrainischen Kindern, die neu in die Mühlauer Primarschule gehen und für die der Kanton auch bald einen Deutschkurs bezahlen will. Zwei weitere gehen in der Nachbargemeinde in die Oberstufe. «Gestern waren sie hier, haben sich die Schule angesehen und dann gesagt: 'Morgen wollen wir kommen',» sagt Koch. «Ich habe gemerkt: Sie sehen sich nach Struktur, nach Normalität.»

Der Schulleiter Koch ist ein gemütlicher Mann mit gemustertem Hemd, funktionalem Schuhwerk und einem mit kleinen Kühen verzierten Gürtel. Doch wenn er von den Flüchtlingskindern spricht, wird er leidenschaftlich. «Wir müssen ihnen zeigen: Wir haben Freude, dass ihr da seid. Wir müssen die Haltung haben: Hier dürft ihr bleiben. Wir müssen ihnen sagen: Du hast hier ein Recht auf Bildung.»

Konkret heisst das: Nur eine Woche nach der Ankunft in Mühlau lernt Antip im Klassenzimmer die Grundzüge der Schweizer Geografie. Seine Schwester Anastasiia hat schon angefangen, Arbeitsblätter zu lösen. Sie hat es leichter als ihr Bruder, weil sie etwas Englisch spricht. Dass die Kinder in der Schule sind, ist auch für ihre Mutter Alona Pilewich eine Erleichterung. Nicht nur, weil sie dort etwas lernen. «So bin ich unabhängiger, habe Zeit, eine Arbeit zu suchen. Ich will auf eigenen Beinen stehen, möglichst schnell.»

Zurück im Pfarrhaus

Im Pfarrhaus ist unternommen zwischen Küchentür und Spendenlager eine Diskussion entbrannt. Fünf Frauen reden eindringlich aufeinander ein, gestikulieren, schütteln den Kopf.

Die Flüchtlingshelfer Ivo und Ludmila Bucher erklären: Eben hat ein lokales Gartencenter ihnen drei Schnupperstellen für die Frauen angeboten. Alle wollen arbeiten. Nun wird diskutiert, wer gehen darf. Jetzt fängt die Interaktion erst an, mit dem Einstieg in den Arbeitsmarkt», sagt Ivo Bucher. «Alle hier hatten zu Hause Jobs, waren selbstständig. Wenn sie immer hier im Haus bleiben, fällt ihnen die Decke auf den Kopf», sagt Ludmila Bucher.

Seit kurzem gibt es im Pfarrhaus Internet und damit eine ständige Ver-

bindung zu den Zurückgebliebenen, zum Krieg. Bei aller Freude über die Hilfsbereitschaft, bei aller ländlichen Idylle: In Mühlau ist mit den ukrainischen Flüchtlingen auch der Schmerz des Krieges angekommen.

Und die Unsicherheit: Jetzt gerade ist die Hilfsbereitschaft gross, doch wird das auch in ein paar Monaten so sein? Oder wenn klar wird, dass manche von ihnen auf lange Sicht bleiben werden? Denn wie lange sie bleiben, wann sie wieder zurück in ihre Heimat können, wissen die Flüchtlinge ebenso wenig wie ihre Helferinnen. Nur eines ist gewiss: In zwei Monaten müssen sie das Pfarrhaus wieder verlassen. Dann soll es umgebaut werden. Eine Verschiebung könne man gegenüber der Bevölkerung nicht verantworten, heisst es bei der Kirchenpflege. Auch die Gemeinde ist mit direkter Unterstützung zurückhaltend. Man sei finanziell nicht auf Rosen gebettet.

Die Hoffnung

Letzte Frage also an Alona Pilewich und Natalia Karamushko: Was ist bei all dieser Unsicherheit ihre Hoffnung für die Zukunft?

Statt einer Antwort seufzen die beiden tief, eine beginnt zu weinen. Dann atmet Alona Pilewich durch und gibt doch noch diese Antwort: «Wir hoffen, dass unsere Männer unser Land beschützen können. Wir hoffen, dass es keinen Weltkrieg gibt. Wir hoffen, dass die Ukraine gewinnt. Wir hoffen auf Frieden in der Welt.»